

# Allerlei Erinnerungen aus Reigoldswil aus der Zeit vor 80 und 85 Jahren [Fortsetzung]

Autor(en): **Zehntner, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **17 (1952-1953)**

Heft 3

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-859705>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Allerlei Erinnerungen aus Reigoldswil aus der Zeit vor 80 und 85 Jahren.

Von Dr. L. Zehntner, Reigoldswil.

(Fortsetzung)

Eine ganz ähnliche Entwicklung mit grossem Aufschwung ist im

## Beleuchtungswesen

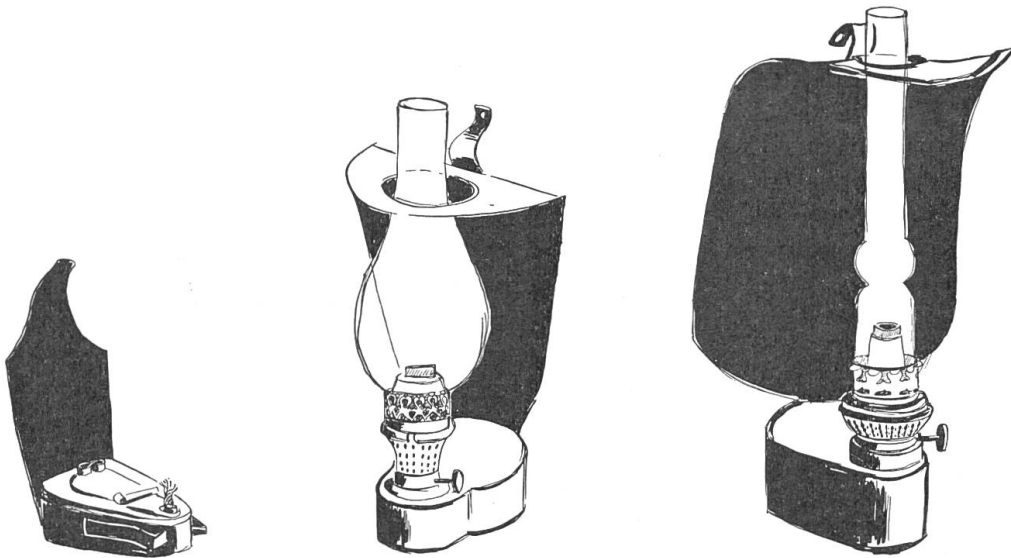


festzustellen. Ich kann mich an die Zeit erinnern, da gelegentlich noch der *Kienspan* zur Verwendung kam, die *Schwefelhölzer* regelmässig verhausiert wurden und *Stahl*, *Feuerstein* und *Zunder* als Feuerzeug dienten. Die Posamenter gebrauchten beim Weben sogenannte «*Funseln*» mit freiem Docht, also ohne Lampenglas, und als Brennmaterial diente Baumöl, auch Lewatöl. Wie oft kam es beim Spielen auf der Strasse vor, dass einer der kleinen Mitspieler plötzlich erklärte: «Jetzt muss ich fort, ich muss für die Mutter Baumöl holen.» Noch sehe ich meinen Onkel Johannes, der eine Bäckerei und einen Spezereiladen betrieb, wie er das Oel mit einem kleinen Mass aus dem Blechbehälter schöpfte und, wenn es gegen Abend ging, die Fläschchen der Posamenterbuben und -mädchen füllte. Es handelte sich dabei nicht um Nussöl (aus Baumnüssen), wie schon behauptet worden ist. Dieses Oel war eher rar und besonders als Speiseöl geschätzt. Nein, das Baumöl stammt aus Baumwollsamensamen und kam damals noch nicht als Speiseöl in Frage wie heute, da es chemisch gereinigt wird.

Netter und heller als die «Funseln» leuchteten die *Talgkerzen*, denen man aber regelmässig mit der Lichtputzschere zu Hilfe kommen musste, weil ihr Docht nur unvollkommen verbrannte und im Interesse einer hellen Flamme von Zeit zu Zeit abgeklemmt werden musste. Leider war das Kerzenlicht teurer als das der Funseln, aber es war wirklich eine angenehme Beleuchtung. Dann erschien um 1870 herum das *Steinöl* (Petroleum), eigentlich ein irreführender Name; denn dieses Oel wird keineswegs aus den von Pflanzen herkommenden Steinkohlen gewonnen, sondern ist tierischen Ursprungs. Das neue Brennmaterial kam in der ersten Zeit in blaugestrichenen Fässern von ca. 200 Litern Inhalt in den Handel. Wegen seiner leichten Entzündbarkeit und der anfangs nachlässigen Behandlung beim Abfüllen verursachte es oft Feuerbrünste, was strengen polizeilichen Massregeln für seine Lagerung und den Vertrieb rief. Aber bald tauchten die ersten Petroleumlampen auf und diese gaben eine viel hellere Flamme als das Baumöl, besonders, weil die Lampen mit einem Lampenglas versehen waren, das als Kamin wirkte, den Luftzutritt zur Flamme förderte und die Verbrennungsgase in die Höhe führte. Das Petrol brachte uns auch die *Stearinkerzen*, die ebenfalls ein helleres Licht als die Talgkerzen gaben. Zudem hat ein findiger Kopf für sie einen Docht erfunden, der ganz verbrennt und die Lichtputzschere entbehrlich macht.

In Anlehnung an die Leuchtgasflamme wurden die ersten *Petrollampen mit breitem, flachem Brenner und Docht* ausgestattet; das Lampenglas war langgestreckt und birnförmig. Man fand allgemein, dass man es damit schon herrlich weit gebracht habe. Bald aber erschienen die *Rundbrenner*, d. h. Lampen mit röhrenförmigem Docht und einem engen, im oberen Teil zylindrischen Glas. Diese Lampen leuchteten noch besser als die Flachbrenner, besonders

wenn dem Brenner ein sogenannter *Auerstrumpf* aufgesetzt wurde, d. h. ein feuerfestes Geflecht, das mit gewissen Salzen von leichten Metallen getränkt war und die Leuchtkraft der Lampen noch bedeutend steigerte. Es sind dann auch *Benzinlampen* in den Handel gebracht worden, des weitem Gase und Gasmischungen wie das *Aerogen* und das *Carbid*, die in Röhren weitergeleitet werden konnten. Aber alle diese Errungenschaften vermochten dem Petrol den Rang nicht abzulaufen und verschwanden nach einigen Jahren aus dem allgemeinen Gebrauch. Erst das *elektrische Licht* vermochte das Petrol schliesslich zu entthronen. Aber auch die elektrische Beleuchtung hatte ihre Entwicklung durchzumachen. Es sei hier nur an die *Bogenlampen* erinnert, die allerdings mehr für grosse Räume und Plätze Verwendung fanden und wegen eines ihnen



anhaftenden Mechanismus oft versagten. Aber ungemein hell leuchteten sie, so dass sich Kaiser Wilhelm I., als er die neue Beleuchtung im grösseren Massstab zum erstenmal besichtigte, sich zum Ausspruch veranlasst sah: «Bin ich denn Karl V., dass die Sonne in meinem Reich nicht untergeht?» Aber erst mit der von *Edison* erfundenen *elektrischen Glühlampe*, mit dem Glühfaden im luftleeren Raum, kam die Elektrizität so recht für die Beleuchtung in Betracht, sowohl in Geschäften, Wohnungen als auch für die Strassenbeleuchtung. Und auch die Glühbirne hat im Laufe der Jahre ihre Vervollkommnung erfahren. Die Innenbeleuchtung mit elektrischen Birnen sah ich zum erstenmal in Luzern aus Anlass des Eidgenössischen Turnfestes. Es war im Jahre 1888.

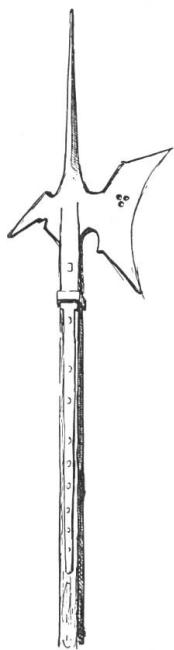
Ein guter Dienst muss dem Petroleum noch zugeschrieben werden: es hat die

### Strassenbeleuchtung in den Dörfern

stark befördert und diese gestaltete sich relativ einfach. Man stellte an den geeigneten Stellen im Dorf hohe Pfähle auf, setzte eine Laterne in der Form der Gaslaternen drauf und stellte eine entzündete Petrollampe hinein. Vor Erscheinen des Petrols war die Strassenbeleuchtung auf dem Lande so gut wie Null und auch in den Städten war sie mangelhaft, bis man über das Leuchtgas verfügen konnte. Die Einrichtung der Gaslaternen war indessen lange nicht so

einfach zu bedienen wie die mit elektrischen Birnen. Das Anzünden und Auslöschen z. B. konnte nicht mit dem Druck auf einen Knopf bewerkstelligt werden. Alte Leute werden sich noch erinnern, wie damals die zahlreichen *Anzündler*, jeder in seinem Bezirk, mit einem langen Stock von Laterne zu Laterne eilten. Oben auf dem Stock sass eine vor Wind geschützte Spirituslampe und wenn der Mann mit seiner Stange von unten her in die Laterne eindrang, öffnete er damit den Gashahn und entzündete zugleich das ausströmende Gas. Gegen den Morgen musste er zum Löschen nochmals auf den Pfad, um nun die Gashahnen zu schliessen. Noch umständlicher war die Sache mit dem Petroleum. Mit einer Leiter musste der «Laternier» die Lampen tagtäglich herunternehmen, sie putzen, Oel nachfüllen und auch für ihre Sauberkeit sorgen. Zum Anzünden und Auslöschen brauchte er die Leiter neuerdings. Aber man hatte nachts doch einige Helle in den Gassen und die Dörfer sahen abends entschieden heimeliger aus als ohne Licht.

In Reigoldswil war man mit der Petroleum-Dorfbeleuchtung nicht gar schnell bei der Hand, und dies, weil bald bessere Laternen, die *Ligroinlaternen*, in Gebrauch kamen. Es wurden denn auch eine Anzahl solcher aufgestellt. Wie Petrol und Benzin wurde Ligroin aus dem Roh-Petroleum gewonnen; es war noch flüchtiger als Benzin und daher feuergefährlicher. Die Lampen sahen mit ihrem flachen, breiten Brenner gerade wie Gaslampen aus und leuchteten wohl so hell wie diese. Soviel ich mich erinnere, befand sich der Behälter für den Brennstoff im Kopf der Laterne, von wo das Ligroin durch Röhrenleitung zum Brenner geführt wurde. Es resultierte so ein leichter Druck und infolge der beim Brennen der Flamme am Brenner und in der Laterne entstehenden Wärme vergaste die Flüssigkeit. So entstand eine schöne, helle Flamme, gerade wie beim Leuchtgas. Wir Reigoldswiler waren in jener Zeit nicht wenig stolz auf unsere schöne Dorfbeleuchtung. Leider dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Der Lampenwart war ungeschickt, unsorgfältig und auch dem Trunke ergeben. So kam es, dass er beim Nachfüllen Brennstoff verschüttete, mit dem Resultat, dass in der Nacht, wenn der Brenner sich erhitzt hatte, das verschüttete Ligroin in Brand geriet, wodurch die Lötstellen der Zuleitung schmolzen und das Reservoir oben in der Lampe sich entleerte. Es entstand dann eine mehrere Meter hohe Flamme, die in kurzer Zeit die ganze Laterne zerstörte. Dies geschah mit einer Anzahl Lampen und man konnte von Glück reden, dass nirgends eine grössere Feuersbrunst daraus entstand. Unter diesen Umständen musste man auf die Ligroinbeleuchtung verzichten und sich mit Petrolampnen begnügen, bis diese durch die elektrische Beleuchtung abgelöst wurden. Aus Pietät blieb in unserm Dorf eine Laterne aus der Zeit der Petrol-Strassenbeleuchtung erhalten. Sie ist an der Ecke des Hauses gegenüber dem Gemeindehaus zu sehen. Uebrigens sind sowohl die Ligroin- als die Benzinlampen auch andernorts wegen ihrer Feuergefährlichkeit bald ganz ausser Gebrauch gekommen.



Nachzutragen wäre noch, dass auf dem Lande vor der Einrichtung der Strassenbeleuchtung der *Nachtwächter*, eine Laterne in der Hand tragend, ein paarmal die Runde im Dorfe machte. In Reigoldswil war er noch mit einer Hellebarde bewaffnet. Bis in die Siebzigerjahre hinein rief er die Stunden nach dem Wortlaut von Johann Peter Hebel. Als kleiner Bub habe ich ihn noch einige Male rufen hören (vor 1870), dann aber kam der Brauch in Wegfall: man hatte ja jetzt die Dorfbeleuchtung. Die Helle-

barde aber wurde von einer Basler Familie erworben und bildet heute eine Zierde der «Herrenwohnung» des obern St. Romai bei Lauwil.

*Bildernachweis.* Die Vignetten wurden nach Feder-Pinselzeichnungen von Peter Suter erstellt. Das erste Bild zeigt die letzte Laterne aus der Zeit der Petroleum-Dorfbeleuchtung. Sie wird demnächst an die elektrische Dorfbeleuchtung angeschlossen und erfüllt dann neben dem historischen auch einen praktischen Zweck. — Das zweite Bild stellt Funsel, Petrolampeln mit Flach- und Rundbrenner, alle aus Reigoldswil, dar. — Im dritten Bild sehen wir die Wächter-Hellebarde, die auf dem Oberrn St. Romai in Lauwil aufbewahrt wird. Es ist eine gut erhaltene Waffe des 16. Jahrhunderts mit Vierkantspitze (zum Stechen), Haken auf der Rückseite und eingezogener Klinge mit Drei-Punkt-Markierung.

## Die beiden Frenken. Von K. Loeliger, Liestal.

Dört, grad wo die beide Frängge  
Mitenander Hochzytt hei,  
Lueg i zue vom Brüggli obe —  
Niemerts umme — bin elei.

Vordri Frängge — das isch s Meitli,  
Chunnt gar süferli derhär,  
Fascht gar schüüch im Schatz entgege —  
Hindri Frängge — das isch är.

Är schiesst grüüsli uf sen ane,  
Nimmt se hitzig in sy Arm,  
Druggt sy Schätzli, lots chuum schnuufe —  
Herrschaft, machts ne ächtscht nit warm?

Zämme tüen sie jetze weible,  
Gänd enander glügglig d Händ,  
Aber churz isch s Hochzyttsreisli,  
Nimmt gar schrögglig gly en Aend.

D Ergolz mag das Paar nit schmegge,  
Bringt se wider usenand —  
S isch fascht glych, wie bi de Lütte —  
Und me weer jo no verwandt!

## Ein Mahnwort. Von Traugott Meyer, Basel.

Schon vor etlichen Jahrzehnten bezeichnete man den Lebensfaden unserer Mundarten als «sehr brüchig». Manche Gelehrte erklärten, man müsse in aller Eile ein Wörterbuch schaffen, um das Schweizerdeutsch wenigstens noch auf diese Art zu erhalten.

Dieses Wörterbuch ist entstanden. Es heisst *Schweizerisches Idiotikon*. Anno 1881 wurde die erste Lieferung jedermann zugänglich gemacht. Bis heute stehen elf grosse, dicke Bände fertig da. Alles das ist «so graglig voll», dass man sich jahrelang damit vernufern kann. Aber der ganze Bau ist noch nicht